

Zugedröhnt mit Medikamentencocktails

Junge Zürcherinnen und Zürcher konsumieren weit mehr Partydrogen, Beruhigungs- und Schmerzmittel als bisher angenommen.

Rebekka Haefeli, Fabian Baumgartner (Text), Annick Ramp (Bilder)

Nach der Reise nach Amsterdam war es um Gabriel geschehen. Dabei wollte er bloss ein paar friedliche Tage mit seiner Freundin in den Niederlanden verbringen und ein paar Coffee-Shops besuchen. Doch mit dem Trip nahm seine Drogenkarriere so richtig Fahrt auf. Als er zurück in Zürich war, ging es in rasantem Tempo abwärts. «Meine Freundin litt unter Flugangst», erzählt Gabriel, der heute Mitte zwanzig ist. Ihr Arzt verschrieb ihr deshalb für die Reise nach Amsterdam ein Schlaf- und Beruhigungsmittel, ein sogenanntes Benzodiazepin. Der Freundin half es, sie überstand den Hinflug ohne Probleme. «Auf dem Rückflug nahm sie das Medikament wieder und schien auf Wolken zu schweben. Das wollte ich auch.»

Gleich nach dem Flug googelte er das Medikament und las, dass die Wirkung durch Codein, ein Opioid, verstärkt werde. «In Zürich angekommen, machte ich in einer Apotheke am Hauptbahnhof halt, kaufte einen Hustensirup mit Codein und nahm die beiden Substanzen ein. Der Flash war unbeschreiblich.»

Eine neue Lust am Rausch

Gabriel ist zwar ein Extremfall, aber einer, vor dem Suchtexperten warnen. Denn was mit jugendlicher Neugierde beginnt, endet manchmal mit einem dramatischen Absturz. Und codeinhaltige Medikamente sind seit Jahren beliebte Substanzen bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Die Trips werden verherrlicht in Videos von Rappern, zelebriert auf Instagram oder Tiktok.

Wie verbreitet die Wirkstoffe tatsächlich sind, war lange unklar. Nun bringt eine neue Studie des Jacobs-Centers der Universität Zürich Licht ins Dunkel. Die Forscher befragten dafür rund 1200 Zürcherinnen und Zürcher im Alter von 20 Jahren. Die kürzlich publizierte Untersuchung zeigt: Partydrogen, Beruhigungs- und Schmerzmittel werden von jungen Erwachsenen viel häufiger konsumiert als bisher angenommen – und zwar allein für den Rausch und nicht aus medizinischen Gründen. Die Untersuchung ergab, dass im Jahr vor der Befragung 12,7 Prozent der Teilnehmer Codein etwa in Form von Hustensirup einnahmen, bei Benzodiazepinen wie Xanax waren es 5 Prozent.

Weit verbreitet war auch der Konsum von Partydrogen: 10,8 Prozent der 20-jährigen Zürcherinnen und Zürcher hatten Kokain konsumiert, bei Ecstasy waren es 12,3. Sogar mehr als die Hälfte gab zu Protokoll, Cannabis verwendet zu haben. Die hohen Werte werden durch eine parallel geführte Haaranalyse bestätigt, die noch nicht publiziert ist.

Boris B. Quednow ist einer der Studienautoren (siehe Interview). Den Pharmakopsychologen haben die Resultate überrascht. Er sagt: «Für viele junge Menschen in der Schweiz ist Substanzkonsum zur Normalität geworden. Das war zwar früher bei Alkohol und Tabak auch schon der Fall, doch nun ist die Vielfalt der Substanzen erheblich grösser geworden.»

Das Bewusstsein dafür, wie viel konsumiert werde, sei noch nicht weit verbreitet. Quednow fordert deshalb eine Debatte über den Drogenkonsum in der Gesellschaft, denn er fürchtet die Folgen der neuen Lust am Rausch. «Je höher der Konsum in einer Gesellschaft ist, desto mehr Belastungen durch Krankheit haben wir am Ende.»

Gabriel wurde süchtig. «Ich hätte nie gedacht, dass ich so schnell abhängig

würde», erzählt er. Der Stadtzürcher ist in einem Aussenquartier aufgewachsen und hat nach der Sekundarschule eine Handwerkslehre abgeschlossen. Eigentlich heisst er anders. Aus Rücksicht auf seine Familie und weil er sich nach der Therapie, in der er sich noch immer befindet, ein neues Leben aufbauen will, wurde sein Name in diesem Artikel geändert.

«Ich fühlte mich geborgen»

Schon in der sechsten Klasse fing Gabriel an, Cannabis zu rauchen. Er sei sehr aufs Kiffen fokussiert gewesen, nur selten habe er Alkohol getrunken. «Das Cannabis finanzierte ich mit dem Sackgeld oder mit Geldgeschenken von Verwandten zum Geburtstag oder zu Weihnachten.» Unter Kollegen habe man Geld zusammengelegt und Joints geteilt. Als Gabriel mit dem Konsum von Hustensirup mit Codein begann, waren solche noch problemlos in der Apotheke erhältlich. Erst Anfang 2019 wurde der Verkauf dieser Präparate neu geregelt: Apotheken dürfen Codein-Hustensäfte seither zwar noch ohne ärztliches Rezept abgeben, müssen jedoch ein Beratungsgespräch führen und die Abgabe dokumentieren.

Ein Kollege in der Berufsschule brachte Gabriel zum ersten Mal in Kontakt mit Codein. Sie gingen während einer Pause zu einer Apotheke. Der Kollege schickte Gabriel hinein, um eine Flasche Hustensirup zu besorgen. «Die haben wir gleich geteilt und mit dem Süssgetränk 7 Up gemischt», erzählt er. «Purple drank» nennt sich das. «Ich verschlief alle weiteren Unterrichtsstunden in der Schule.» Danach habe er gedacht: «Was ist das für ein Scheiss, davon wird man ja nur müde.» In der nächsten Woche gingen die beiden dennoch erneut zur Apotheke. Dieses Mal trank Gabriel weniger Sirup aufs Mal, die Wirkung empfand er als ausgesprochen angenehm. «Ich fühlte mich pudelwohl und geborgen; so wie im tiefsten Winter, eingekuschelt in eine warme Decke.»

Für den Codein-Konsum gab es Vorbilder: Gabriel hörte damals viel Trap, ein Subgenre von Hip-Hop. Die Trap-Musiker hätten ebenfalls Cocktails aus Codein und Süssgetränken gemixt und sich damit in Videoclips gezeigt. «Ich fand es cool, die Rapper zu imitieren, und redete mir ein, dass ich den Konsum unter Kontrolle hätte und nicht abhängig würde.» In den Texten zelebrierten manche Musiker den Medikamentenmissbrauch richtiggehend. Bei den Deutschrapern Capital Bra und Samra etwa heisst es: «Tilidin, ich könnte was gebrauchen», Negativ OG rappt: «Wir poppen Pills, Medikamente sind das, was ich will», und LX Maxwell singt: «Ein Liter Codein, frei wie ein Kolibri.» Ihre Videos werden millionenfach angeklickt, die Clips strotzen vor Sexismus und übersteigter Männlichkeit. Was sie rappen, hat Vorbildcharakter.

Um an die Substanzen zu kommen, müssen die Jugendlichen nicht mehr zum Apotheker, zum Hausarzt oder zum zwielichtigen Dealer. Längst sind Drogen in den sozialen Netzwerken erhältlich. Auf Instagram, Telegram und anderen Kanälen wird damit angegeben – und gedealt. Die Drogen lassen sich einfach per Post nach Hause bestellen.

Der Psychiater als «Dealer»

Gabriel besorgte sich seine Rauschmittel direkt bei Apothekerinnen und Apothekern. Manche hätten wohl geahnt, dass er süchtig gewesen sei. Darauf ange-



Partydrogen sind einfach zu bekommen. Sie per Post nach Hause liefern zu lassen, ist kein Problem.

Gleich mehrere Todesfälle von Jugendlichen nach dem Konsum von Drogencocktails sorgten im letzten Jahr für Aufsehen.

sprochen habe ihn jedoch niemand. «Ich nahm an, ich würde überzeugend wirken, wenn ich einen Reizhusten vortäuschte und erzählte, ich vertrage keine anderen Medikamente.» Er habe den Hustensirup immer in der Region Zürich gekauft. Kollegen von ihm seien dafür bis ins Tessin gereist, um nicht aufzufallen.

Mit der Zeit brauchte der junge Mann immer mehr Codein, um dieselbe Wirkung zu erzielen. Doch dann, nach dem Wochenende in Amsterdam, fand Gabriel die Mixtur, die ihm die grösste Befriedigung verschaffte: Er begann, Codein zusammen mit Benzodiazepinen zu konsumieren. Sein Dealer war kein Kontakt von Instagram oder aus dem Darknet. Sein «Dealer» war sein Psychiater. «Ich hatte keine Schamgefühle mehr und log dem Arzt vor, ich wolle mit dem Zeug aufhören, brauche die Substanzen aber noch eine Zeitlang für eine langsame Entwöhnung.» Der Psychiater verschrieb ihm sowohl den Hustensirup als auch die Benzodiazepine. Gabriel konnte sich dadurch lange Zeit einreden, er nehme «saubere», relativ sichere Drogen. Mit den Rezepten wurde die Apotheke praktisch zum Selbstbedienungsladen.

Kein Bewusstsein für Gefahren

Zeitweise konsumierte Gabriel zusätzlich auch Kokain. «Ich hatte tagelange Abstürze, an die ich mich nicht mehr erinnern konnte. Heute weiss ich, dass diese Zeiten, in denen ich mich unmöglich verhielt, besonders für mein engstes Umfeld extrem schwierig auszuhalten waren. Meine Familie hatte Angst, ich würde sterben. Ich spürte mich nicht und wusste nicht mehr, was ich gemacht hatte», erzählt er. «Wenn ich jemanden umgebracht hätte, hätte ich es gleich wieder vergessen.»

Dieser wilde Drogenmix ist es, der den Fachleuten am meisten Sorge bereitet. Denn die jungen Konsumenten experimentieren mit Beruhigungs- und Schmerzmitteln, Alkohol und Drogen,

um den Rausch zu verstärken. Mit manchmal verheerenden Folgen: Gleich mehrere Todesfälle von Jugendlichen nach dem Konsum von Drogencocktails sorgten im letzten Jahr für Aufsehen. Einer geschah in Zollikerberg, wo zwei 15-Jährige starben, weil sie Morphin und das Psychopharmaka Xanax eingenommen hatten.

Thomas Krämer ist als Fachmann «sehr besorgt über jede Form des Mischkonsums», wie er sagt. Er ist Leiter der Abteilung Forensische Pharmakologie und Toxikologie am Institut für Rechtsmedizin der Universität Zürich. Die Zahl der Todesfälle sei zwar bis anhin gering, erklärt er. Der Konsum von Codein zusammen mit Benzodiazepinen und Alkohol führe aber zu einer problematischen Potenzierung der Wirkung. «Das macht den Mischkonsum unberechenbar und gefährlich.» Neben dem Kontrollverlust fällt vor allem ins Gewicht, dass die Mischung dämpfend aufs Atemzentrum wirkt. Im Extremfall kommt es zu einem Atemstillstand. Viele Konsumentinnen und Konsumenten seien sich dieser Gefahr überhaupt nicht bewusst, sagt Krämer. «Sie fühlen sich in Watte gepackt, von ihren Ängsten befreit und entspannt; der Stress des Lebens wird für sie erträglicher.»

Kommen die Konsumenten zu einfach an die Substanzen? Der Psychiater Ruedi Schweizer ist Vorstandsmitglied der Zürcher Gesellschaft für Psychiatrie und Psychotherapie. Er sagt, er finde das Verhalten seines Kollegen fragwürdig, sollte dieser das Rezept leichtfertig und ohne Behandlungskonzept ausgestellt haben.

Schweizer gibt jedoch zu bedenken, dass Medikamente manchmal im Sinn einer kontrollierten Abgabe oder mit dem Ziel der Entwöhnung eine Zeitlang weiterhin verschrieben würden. «Eine solche Verordnung muss allerdings in eine Behandlungsstrategie eingebettet sein und dokumentiert werden. Dazu gehören regelmässige Therapiesprache.»